Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 23 (1963-1964)

Heft: 6

Artikel: Der Bündner Poet und Schriftsteller Martin Schmid

Autor: Thürer, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-356183

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Bündner Poet und Schriftsteller Martin Schmid

von Prof. Georg Thürer

(erschienen zum 75. Geburtstag am 18. August 1964)

«Du siehst und hörst in seinen Versen den Bach plätschern, die Lerche steigen, den Pflüger gehen und Burschen und Mädchen nach der Ernte den Reigen tanzen. Er besingt die Heimat, vor allem seine rätische Heimat und ihren freien Bergkranz . . .»

Was Martin Schmid mit diesen beschwingten Worten von den Gedichten des Johann Gaudenz von Salis-Seewis sagte, die ihm «so leicht im Anschlag, so zaubervoll im schwebenden Klang, so zart und duftig in der Empfindung» anmuteten, daß «bald Musiker nach ihnen suchten», das läßt sich auch von seinem eigenen lyrischen Lebenswerk sagen. Seit der Edelmann, beladen mit Staatsgeschäften, nach dem ersten und einzigen Gedichtbändchen die Leier an eine einsame Wand lehnte, hat sie keiner in Bünden mehr so meisterlich zuhanden genommen wie der Schulmann, der zwei Dutzend Jahre dem Bündner Lehrerseminar vorstand, und der uns in diesen Tagen in einem siebenten Versband die schönste Auslese aus seinen sechs frühern Gedichtsbüchern bietet. (Lyrische Werke von Martin Schmid: Stille Wege, Sauerländer, Aarau, 1923; Gedichte, Bischofberger, Chur, 1934; Trink, meine Seele das Licht, Oprecht, 1938; Bergland, Oprecht, Zürich, 1943; Der kleine Leuchter, Affoltern a. A., 1948; Tag und Traum, Aehren, Affoltern a. A., 1956; Ausgewählte Gedichte, Calven-Verlag, Chur, 1964).

Es spricht für einen Dichter, wenn man sich noch nach Jahrzehnten genau der Umstände erinnert, in welchen man seinen Namen erstmals hörte. Es war in den Zwanzigerjahren, als mich der junge Dichter Helmut Florian Riffel an einem rauschenden Bergfluß erstmals in die bilderreiche Welt der «Stillen Wege» schauen ließ. Dann erzählte dem Studenten eine ehemalige Schülerin Martin Schmids, nach einer Ballnacht am Zürichsee, von den besinnlich-schönen Deutschstunden im Seminar zu Chur, wo einem das Glück zuteil geworden sei, Dichtung gleichsam aus erster Hand zu empfangen. Seither ließ ich kein Gedicht ungelesen, unter dem der Name Martin Schmid stand, weil er mir Gewähr für gute Poesie bot. Man weiß, welch ein Schauer einst den heranwachsenden Hermann Hesse ergriff, als er beim Lesen von Hölderlins Fragment «Die Nacht» zum ersten Mal in den Bann der Poesie geriet. Seither hat er sich immer wieder zur Lyrik bekannt. «Ein Gedicht zu lesen, ist von allen literarischen Genüssen der höchste und reinste. Nur in der reinen Lyrik ist gelegentlich jene Vollkommenheit möglich, nur sie erreicht zuweilen restlos jene ganz von Leben und Gefühl durchdrungene ideale Form, welche sonst das Geheimnis der Musik ist. Wundervoll ist es, ein schönes Gedicht zum ersten Male zu lesen; vielleicht noch köstlicher, ein schon bekanntes, dessen Worte wir noch in ahnender Erinnerung haben, in seiner Ganzheit und Vollkommenheit wieder zu genießen.»

Wer in der Waldesstille ein Gärtlein Frauenschuh weiß, soll das Geheimnis für sich behalten oder nur mit Freunden teilen, welche das Schöne auch schonen wollen. Wer aber am Lebenswege, jedermann zugänglich und doch, ach, von den Hastenden und Rollenden allzu oft übersehen, eine Waldwiese

voller Poesie weiß, wie sie Martin Schmids Schaffen entblüht, der soll dem Wanderer einen Wegweiser dahin aufstellen. Die Dankbaren werden dort sein, wo man einsieht, daß das Verweilen heilsamer ist als das Eilen, das ja oft nur eine Flucht vor sich selbst ist.

Beginnen wir gerade mit einem unscheinbaren Blumenwunder am Wege! Jedermann kennt die blauen Blütensterne am staubigen Straßenbord. Man erklettert sie nicht wie das Edelweiß, man hegt sie nicht wie die Gartenrose. Die Wegwarte scheint das Aschenbrödel unter den Blumen zu sein und ist doch göttlichen Geblüts, wenn der Dichter und Deuter ihr naht.

Wegwarten

Dies, Verschmähte, ist euer zärtliches Tun:
Mit blauen Sommerträumen
staubige Straßen der Menge säumen,
Verachtung tragen von achtlosen Schuhn.
Sinnend lauscht ihr dem Lied der Grille,
Sternglanz trinkend nachtdunkler Stille,
schöpft göttliche Kraft in schweigendem Ruhn.
Im Staub, Motorengeknatter, Rennen und Sonnenbrand,
ihr Gottes blaues Lächeln, am Straßenrand!

Hat dieses nicht auf uns am Wege gewartet? Nicht wahr, wir werden die nächsten Wegwarten anders ansehen als die letzten. Zahlreich und allesamt zart sind Martin Schmids Blumengedichte. Da ist der «Seidelbast».

Ein Lilaschäumchen wiegt im Wald
Im leisen Föhn der Seidelbast . . .

Die «Blume Wohlverleih« wird gepriesen, «Wilde Rosen» draußen und «Weiße Rosen» drinnen, ebenso die prangenden «Papageientulpen», Krokus und Enzian — sie alle erfahren des Dichters Lob. Wie man ehemals einen Minnesänger Frauenlob hieß, so könnte man Martin Schmid auch Meister Blumenlob heißen. Aber damit wäre doch ein gar zu kleiner Teil seiner Motive einbezogen. Gewiß hat Eugen Heuß in seiner tiefsinnigen Einführung zur Festgabe für Martin Schmid, wie sie unter dem Titel «Erlebtes und Erkanntes» zum 70. Geburtstag des Dichters erschien, die Blumen neben der Bergwelt und der Lichtwelt der Gestirne einen wesentlichen Gestaltkreis unseres Dichters genannt; aber im Bereich der Pflanzen seien doch auch die Baumgedichte nicht vergessen, z. B. die «Arve, «Gottes windgespielte Leier», oder die mit Recht so beliebten «Silberpappeln am Churer Rhein». Nie aber hat Martin Schmid über der Schönheit der Blumen und Bäume den Menschen vergessen.

Im schönen Gedicht vom «Sein» führt der Weg von den salbeidunkeln Sommerwiesen zu einer Familie, die unter einem Baume Rast hält:

Wie ein Gleichnis aus dem Buch der Bücher
spreitet dort ein Weib zum Mahl die Tücher,
daß die Stunde schön und festlich sei.
Unterm Baum mit roten Kirschenzweigen
brechen feierlich das Brot im Sommerschweigen:
Vater, Mutter, Kind, die ewigen drei.

Der Leser spürt, daß diese Familie in der großen Ordnung gesehen wird. Gott schuf, erhält und segnet sie. Wehe, wenn der Mensch sich als Frevler anmaßt, diese Ordnung zu zerstören! Dann wendet sich «Die Zeit an den Dichter».

Steig tief hinab zum tiefverborgnen Hort
in Nächten, die voll Leid und ohne Sterne sind,
hämmre in Feuern das gewalt'ge Wort, —
das brausend anhebt wie der Morgenwind.

Der Dichter verschließt sich aber auch dem Leid seiner schattenhalb wohnenden Mitbürger nicht. Er hat zu tief in die Not der «Bergbauern» hineingesehen, um sie in verlogener Romantik als Pächter des Glücks zu besingen. Die Mitsorge erheischt die nüchternste und herbste Aussage und Anklage:

Bergfrieden und Glück?
Stadtnarr, laß die Phrasen!
Die Rinder verseucht, Stück um Stück
verscharrt. — Unter dem Rasen!
Über die Alpen geht kein Glockenton,
verwaist, verweht — zum Heulen.
Morgen führen sie noch den Scheck davon,
weißt, was das heißt: keulen?
Und dann ist alles geschlachtet,
der Gaden leer —
Der Roggen dem Schuldner verpachtet —
Herrgott, ist das schwer!

Dennoch endet das Gedicht hochgemut im Aufblick:

Der Feind, wer er sei,
er sieht unsere Stirn,
hier leben und sterben wir frei
unter ewigem Firn!

Hier öffnet sich der Einstieg zu den vaterländischen und heimatlichen Gesängen Martin Schmids. Sie sind nicht am Paukenschlag und Erz der Blechmusik gestimmt, sondern entstammen jenem Mannesmut, für den die römischen Republikaner das kraftvolle Wort virtus gebrauchen. «Freiheit heißt die Not überwinden, Kraft und Ebenmaß gewinnen und damit die Dämonen des Chaos und Verlorenseins bannen», sagt Martin Schmid und spricht Gottfried Keller das Wort nach, daß die Schönheit zur Freiheit führe und sie erhalte. Ist es da nicht des Dichters Vorrecht, die Heimat im Liede zu erheben, auf daß die Söhne und Töchter des Landes sich ihres Erbteils inniger bewußt werden und einander ernster verpflichtet fühlen! Sehen wir nur auf den Nutzen und die Wirtschaft, so sind unsere Seelen bald abgenutzt und abgewirtschaftet.

Da betreten wir nun Martin Schmids ureigenen Kreis. Wir wüßten nicht, wer in unserm Jahrhundert die rätische Bergwelt schöner besungen und beschworen hätte er es. Er beherrscht das Fortissimo der Sturmgewalt:

«Auf der alten Weltenorgel spielt schon nächtelang der Föhn» bis zum Pianissimo der scheuen Anemonen und andern zarten Frühlingsboten.

Krokusse und Soldanellen
lächeln im erwachten Grün —
Trink auch du aus frischen Quellen,
Mensch, und wage neu zu blühn!

Wir bewundern auch die Abstufungen des Lichts, die vom Mittagsglast bis zur Paßlandschaft im Nebel und zur satten Bergnacht reichen. Feierlich spannt sich der Bogen vom Frühsommer zum Spätjahr, von der «Alpfahrt» zur «Verlassenen Alp»:

Alpfahrt! Nun hör ich's im Walde
berghinan wie Sage ziehn,
seh im Geist die Bergeshalde
alpenrosenrot erblühn.

So bezaubert uns der Aufstieg zum Scheitel des Sommers. Wenn aber das muntere Sennenvölklein zutal gezogen ist, liegt die Bergmatte gespenstisch da.

Dort der hüpfende Schatten am Stein!
Blitzt und klappert nicht das Gebein
des Sennen, der treulos die Maße verschoben?
Hu, da hockt er.

Es durchfröstelt uns. Wir sind in den Bannkreis der Sage geraten. Die Stunde ist angebrochen, in der man im Burggemäuer das goldene Kegelspiel gewinnen oder es — ach, zum wievielten Male! — verscherzen kann. Wenn Martin Schmid Balladen schreibt, so verleugnet er dabei sowenig wie Mörike den Lyriker. Auch den Schalk weiß er hurtigen Winks heranzurufen, besonders köstlich, wenn er die Stammgäste der Dorfschenke schildert.

Breit, in blauen Futterkitteln
hocken sie beim Schoppenglas,
dämmern schweigend, rauchen, kritteln
all die Herrn mit großen Titeln
und im Dorf das Wie und Was.

In der Ballade von der «Duonna Lupa» weiß der Dichter muntere Wortpaare aus Gemeindenamen des Inntals und Engadiner Spezialitäten zu formen. Da reimt sich Pfunds auf dschambuns (Schinken!) so willig wie Schleins und Pleins, d. h. die «Kugeln des körnig-goldenen Mais, gestreift mit Birnenschnitzen».

Aber Spaß beiseite! Das letzte Wort hat in Martin Schmids Lyrik der Ernst, und zwar der heilige Ernst, der mit dem Menschenwort auf das Wort Gottes hinweist. Man könnte aus seinem Liedgut ein halbes Dutzend guter Choräle erlesen. Mehr als ein Pfingst-Choral wäre dabei und gewiß auch die «Bitte», deren dritte Strophe lautet:

Tritt auch in unsre Kammer
und brich mit uns das Brot.
Du Stern ob allem Jammer,
Du Ros' in aller Not,

Das Bild vom Brotbrechen hat es Martin Schmid von jeher angetan. In seiner Besinnung auf «Das notwendig Schöne» bekennt er: Ich finde jene Stelle der Schrift unsäglich schön, wo die Emmausjünger mit dem Unbekannten in der Abenddämmerung beim Mahle sitzen, und jetzt — jetzt erkennen sie ihn an der Art, wie er das Brot bricht.»

Ehe wir uns den Prosaschriften Martin Schmids zuwenden, möchten wir ihnen etliche Angaben über sein Leben vorangehen lassen. Der neue Nachschlageband «Schweizer Schriftsteller der Gegenwart» meldet uns, daß der Dichter, der am 18. August 1889 in seiner Vaterstadt Chur zur Welt kam, nach einem weitern Bürgerbrief auch nach Malix heimzuweisen ist. Er besuchte die Stadtschule Chur und das Bündner Lehrerseminar. Akademische Studien schlossen sich an, die Martin Schmid schon als 24jähriger mit dem Doktortitel der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich abschloß. Studienaufenthalte in Deutschland und England weiteten das Blickfeld. Im Jahre 1927 trat er als Nachfolger des Davosers Paul Conrad, der in 38 Jahren rund 1 000 Bündner Lehrer in die Herbart-Zillersche Unterrichtsmethode eingeführt hatte, die Direktion des Bündner Lehrerseminars in Chur an, die er bis 1951 beibehielt, d.h. bis zum Amtsantritt unseres gegenwärtigen Seminardirektors Dr. Conrad Buol. Er diente indessen dem Bündner Schulwesen als umsichtiger Schulpräsident der Stadtgemeinde Chur noch eine Reihe von Jahren und bleibt ihr als treuer Berater auch weiterhin zur Seite. Und wenn er sich in seinem Heim an der Sonnenbergstraße aufmacht, um die engen Gassen oder die weiten Fluren Churs zu durchwandern, so begegnet er kaum jemandem, höchstens dem Maler Leonhard Meisser, der das Herz dieser Stadt so schlagen hört, die Seele dieser Rheinlandschaft so in sich aufgenommen hat wie er. Die Ehrungen kamen zwar nicht nach Gebühr zu Martin Schmid; wenn literarische Preise nach Bünden kamen, so wollte man oft zugleich die vierte Landessprache ehren, und keiner, der um den Daseinskampf des Romanischen weiß, mag das verargen. Immerhin wurde Martin Schmid vor zehn Jahren auf dem Churer Rathaus der Radiopreis der Ostschweiz überreicht, Dr. Gian Caduff würdigte damals in wohlgesetzter Rede die Verdienste des Bündner Poeten. Und vor wenigen Wochen zeichnete die von Prof. Dr. J. R. von Salis geleitete Stiftung Pro Helvetia sein Schaffen ebenfalls aus, indem sie den Namen Martin Schmid in die Ehrenliste derer einfügte, welche — es sind im Jahre nur vier oder fünf Autoren — dank ihrer Leistung eine besondere Zuwendung verdienen.

Das Schweiz. Lexikon der Pädagogik nennt an der Spitze der pädagogischen Schriften Martin Schmids die aus Schulstunden herausgewachsene Schrift «Gottfried Keller als Erzieher» (Frauenfeld 1938), worin wir den leise mahnenden Satz lesen. «Wie mancher Lehrer ist geradezu verlegen, etwas Schönes vorzutragen, vorzulesen, vorzuweisen, etwas, das man nicht analysieren, nicht besprechen, nicht ‚behandeln' kann.» (Nebenbei bemerkt: wir haben es stets als eine schöne Fügung angesehen, daß das erste Lebensjahr Martin Schmids noch mit dem letzten Gottfried Kellers zusammenfiel. Wenn Meister Gottfried die «goldene Lebensschnur» auch nicht einem leiblichen Nachkommen weitergeben konnte, so fehlte es ihm doch nicht an

Nachfahren im Geiste, die zu ihm als ihrem geistigen Vater emporblickten. Martin Schmid war auch der berufene Mann, um im großen Schulenbuch Walter Guyers «Erziehungsgedanke und Bildungswesen in der Schweiz» (1936) unter dem Titel «Ein demokratischer Bergkanton» eingehend «Graubündens Anteil an einer schweizerischen Pädagogik» zu würdigen. Darin ergänzte er Nadlers Ansicht, daß Graubünden einst namentlich vom Pietismus und der deutschen Brüderkirche geistig bestimmt gewesen sei, durch den Hinweis auf die Kräfte aus dem eigenen politischen Lebensraum. Er findet es mit Recht «aufschlußreich genug, daß das Bündnerland des 18. Jahrhunderts nicht weniger als vier Schulrepubliken hervorbringt, das heißt, daß sowohl das Seminar Haldenstein, das spätere Philantropin Marschlins, wie die ‚bündnerische Nationalschule zu Jenins' und das Seminar Reichenau den Versuch machen, schon ihren Zöglingen durch die Art des Schulcharakters das Erlebnis der Republik zu ermöglichen.» Einem dieser Institute widmete Martin 1951 die sehr schöne kulturhistorische Studie «Marschlins, eine Schule der Nationen» (Bischofberger & Co., Chur). Darin wirft er die Frage auf, warum man denn die Schulämter mit Konsuln, Praetoren, Senatoren, Tribunen usw. besetzte und nicht nach dem einheimischen Vorbild der Hochgerichtswahlen aus einer «Bsatzig» der Schülerschaft hervorgehen ließ. «Lagen die damaligen Mißstände so offen zutage, daß man sich scheute, die politische Struktur als Beispiel hinzustellen? Wollte man dem Vorwurf politischer Beeinflussung ausweichen? Ich denke, es sei so zu erklären, daß die Alten und ihre Werke noch lebendig waren, «Bildungswert, Bildungsgehalt und Formkraft hatten, nicht zu bloßer Philologie verdünnt waren». Nun war freilich ein großer Unterschied zwischen der geistigen Oberschicht, die ihre Häupter in der «Schinznacher Tafelrunde von 1777» (Bogenheft Nr. 12, St. Gallen, 1951) zusammensteckten und ihre Söhne in die vornehmen Institute im Churer Rheintal entsandten und dem kargen Bergbauerntum in den 150 Tälern Altbündens, wovon Schmids Feststellung lautete: «Jede Gemeinde tat, was sie wollte. Der Stall kam vor der Schule. Viehhirten und Sennen waren besser entschädigt als der Schulmeister.»

Über «Die Bündner Schule» (Oprecht, Zürich, 1942) gab sich Martin Schmid als der zur Hauptverantwortung Berufene immer wieder Rechenschaft, aber auch über die «Kulturpolitische Lage Graubündens» (1945) überhaupt. Darin wurde eine Saat ausgestreut, welche erst in unsern Tagen — ich denke z. B. an Erwachsenenbildung und Mädchenschulung — der Ernte entgegenreift. In dieser Schrift bedauerte Martin Schmid, daß er schon mehr als einmal Deutschklassen 16jähriger Deutschbündner bekommen habe, in denen nicht *einer* Jörgers «Urchigi Lüt», die doch das Werk eines ganzen Schriftstellers darstellen, kannte. Muß denn die Heimat kulturell so karg sein wie «Tschänni im Vat» sein Valsertal beschreibt: «Es leids Land, wa ma schier nit derzua und nit derva chunnt. Ussats und innats nüt als Gütscha, Grinda und Balma, wit und breit ke Hus, ke Mensch und ke Seel.» Damit sind wir in einem Bogen über die Kulturkunde insgesamt zur Literatur zurückgekehrt. Die Frage erhebt sich, ob denn Martin Schmid das mundartliche Schrifttum seiner Heimat auch bereichert hat. Ja, er hat es, und wenn es nicht häufiger geschah, so wohl deshalb, weil die Leserschaft

solcher Texte leider dünn gesät bleibt. Die Literaturgeschichte aber nahm von diesem Schaffen vor vierzig Jahren Notiz. Otto von Greyerz tat es auf dem letzten Blatt seiner «Mundartdichtung der deutschen Schweiz» (Frauenfeld und Leipzig, 1924) mit den Worten: «Von den vielen Verfassernamen, die im neuern Mundartlustspiel nur vereinzelt vorkommen, seien die verdientesten wenigstens kurz erwähnt: Martin Schmid, von Chur, als Verfasser eines hübschen historischen Lustspiels (A Churer Tanzgamedi us'm 18. Jahrhundert, 1921), Rudolf von Tavel usw. Im «Holderbluescht», dem alemannischen Lesebuch, das 1962 im Verlag Sauerländer in Aarau herauskam, ist Martin Schmid mit zwei wertvollen Proben vertreten. Die eine schildert auf gruselige Weise, wie der Schneider Rubitschon aus Masans in der Pestzeit einer Geisterkutsche am Totatörli begegnete, und die andere ist eine köstliche Bubengeschichte, welche unter dem Titel «D'Explosion» erzählt, wie noch vor der Jahrhundertwende im Churer Bahnhofgelände ... nein, das soll man nicht nacherzählen; dieses Kabinettstück einer pièces à dire, wie die Franzosen sagen, soll der Bündner im Tonfall seiner Heimaterde nachlesen, vorlesen.

Leonhard Meisser, der schon Martin Schmids Erzählung «Der Fremdling» geschmückt hatte, versah auch das reizvolle Taschenbüchlein «Chur» (für Churer und Gäste) unseres Dichters mit trefflichen Zeichnungen. Darin ist das Versonnene der kleinen, nun aber rasch wachsenden Stadt auf zauberhafte Weise eingefangen. Das Büchlein beginnt mit einem Talblick vom hochgelegenen Pavillon — «ds Luschthüschi» heißen es die vorbeiziehenden Schanfigger — und endet, nein: mündet in Abendgeläut: «Schön ist's, wenn abends alle Glocken über der Stadt schwingen — die zu St. Martin, die Glocken des Meisters Theus von Felsberg, habe ich mit der Schuljugend im Jahre 1898 auf den Turm ziehen helfen — wenn sie fromm und groß über den Dächern klingen und singen zur feiernden Einkehr wie einst, wie einst ...»

Im Jahre nach dem Glockenaufzug zu St. Martin klang das Geläute besonders feierlich. Sie läutete die große Calven-Feier ein, die Tausenden heute betagten Bündnern als das große Fest ihrer Jugend in Erinnerung geblieben ist. Darum ist das «Calvenbuch» Martin Schmids (Schuler, Chur, 1932) in vielen Bündner Häusern ein Hausbuch geworden und geblieben. Es mag sein, daß das Festspiel von Bühler und Luck mit der lebendig gebliebenen Musik von Barblan den ergriffenen Knaben von einst später zu eigenen Werken für die Bühne anregte. «Der Empörer» eröffnete die Reihe dramatischer Werke in hochdeutscher Sprache (Sauerländer, Aarau, 1924), das Gemeindespiel «Für Herd und Glauben» (Zwingli-Verlag, Zürich, 1940) folgte, und mit dem Festspiel für die Bündner Kantonsschule (Bischofberger, Chur, 1954) ging die Spielreihe zu Ende. Vergessen wir aber das ansprechende Märchenspiel vom «Rumpelstilzchen» (Bischofberger, Chur, 1947) nicht, behandelt es doch das poetische Urmotiv, nämlich die Suche nach dem befreienden Wort.

Halten wir ein, denn wir ertappen uns über der Gefahr, ins bloße Aufzählen hineinzugeraten. Wer beschwört diese Gefahr? Keiner besser als der Dichter selbst! Er spreche abschließend daher selber ein Wort zu Ort und

Zeit, zu seiner sommerlichen Vaterstadt und zu seinem Geburtsmonat August. Vor zwölf Jahren schrieb er über die alten Gassen der vor einem halben Jahrtausend aus der Asche eines Stadtbrandes (1464) neuerstandenen Stadt. «Ich weiß nichts Köstlicheres, als an einem heißen Sommernachmittag durch die verlassenen Gassen zu schlendern, am Grauen Haus, dem heutigen Regierungsgebäude, einem ehemaligen Sommerpalast der Salis-Seewis, vorbei, zum Martinsplatz, ohne Ziel, rechts und links. Es duftet heimelig von frischem Brot und röstendem Kaffee; Tauben gurren und picken in den Gassen; Geranien blühen vor den Fenstern; Brunnen plätschern auf versonnenen Plätzen in die Nachmittagsstunde, vom Sonnenstrahl versilbert ...» Wie aber sieht der Wanderer-Dichter den «August» vor den Toren?

Hell brennt der Berberitzenstrauch,
der letzte Acker senkt sein Korn,
die Heide schwelt vom blauen Rauch,
der Häher schreit im braunen Dorn.

Du weißt, daß nun das Ende wird
der Sommerlust. Schwer rauscht der Hang.
Und fröstelnd steht am Stab der Hirt
und lauscht verwehendem Gesang.

In Nächten geht der Sterne Zug
so feierlich und hoch dahin
wie heiliger Vögel ferner Flug,
die in die große Heimat ziehn.

Dank der Bündner Lehrer

Drei Viertel eines Jahrhunderts sind eine beträchtliche Zeitspanne in einer rasch sich wandelnden Welt. Vieles hat sich unterdessen geändert. Sein liebes Chur, das der Dichter Martin Schmid als verträumtes, kleines Markt- und Beamtenstädtchen beschrieben hat, ist größer geworden, wächst mit jedem Tag und will es mit seinen Geschäfts- und Hochhäusern andern Städten gleichtun. Das Bündner Lehrerseminar hat seit Schmids Amtszeit als Seminardirektor die Schülerzahl mehr als verdoppelt. Die Wissenschaft und die Technik haben neue Erkenntnisse dienstbar gemacht und früher ungeahnte Kräfte und Mächte entfesselt.

Auch in der Pädagogik ist seit Herbart-Ziller, die zu Schmids Jugendzeit für die Bündner Schule bestimmend waren, recht viel Neues geschrieben und vertreten worden. Im Geburtsjahr Martin Schmids, 1889, hat Paul Conrad, als überzeugter Vertreter der Herbartschen Pädagogik, die Leitung des Bündner Lehrerseminars angetreten. Nach 38 Jahren durfte er diese seinem ehemaligen Seminaristen Martin Schmid übergeben. Während vollen zwei Dutzend Jahren, von 1927 bis 1951, hat Dr. Schmid, nach Universitätsstudien und Praxis auf der Primar- und Sekundarschulstufe, das Seminar als starke Persönlichkeit zielbewußt und sicher geleitet. Der Jubilar